

3 Methodische Umsetzung

Im Folgenden soll dargelegt werden, welche Überlegungen und methodischen Vorgehensweisen die empirische Erhebung und die anschließende Auswertung der Daten begleitet haben.

3.1 Anmerkungen zur methodischen Umsetzung

Die Körper Körperbehinderter gelten in mindestens zweierlei Hinsicht als *besondere* Körper: Von ihnen wird behauptet, *anders* als die Körper *der Anderen* zu sein. Dies spiegelt sich perfekt in solchen um Political Correctness bemühten alternativen Bezeichnungsvorschlägen wider, die in Formulierungen wie „Menschen mit besonderen Fähigkeiten und Fertigkeiten“ gipfeln. Damit werden jedoch – möglicherweise unfreiwillig – genau diejenigen Grenzen reproduziert und markiert, zu deren Überwindung die Krüppelbewegung einmal politisch angetreten war. Nicht erst seit Verabschiedung des Sozialgesetzbuches IX und der fortschreitenden Gleichstellungsgesetzgebung des Bundes und der Länder seit dem Jahre 2002 können sich insbesondere Körperbehinderte als *die* Beitrittskandidaten in die Gemeinschaft der gesellschaftlich Partizipationsfähigen betrachten. Dieser andauernde *Beitrittsstatus* scheint gleichwohl nicht (nie?) in eine Vollmitgliedschaft übergehen zu wollen – und das liegt nicht allein an fehlenden finanziellen Mitteln für Integrationsmaßnahmen beziehungsweise den Ausbau

behindertengerechter (sic!)¹ Umgebungen. Unberührt bleibt dabei der (un)sichtbare *Eiserne Vorhang*, der die Gruppe der partizipationsfähigen Behinderten gegenüber den *ganz* Anderen teilt. Und das ist die zweite Besonderheit des *nur* körperbehinderten Körpers: Er unterscheidet sich von Geistigbehinderten, Sinnesbehinderten, Mehrfachbehinderten. Denn die von Nichtbehinderten und Körperbehinderten gleichermaßen erfüllten beziehungsweise erfüllbaren Beitrittskriterien in ein integriertes Gemeinwesen, in eine moralisch legitimierte Zivilgesellschaft, bestehen in der *eindeutigen* Unterscheidungsfähigkeit zwischen einer *reinen* Körperbehinderung und allen anderen (geistigen/psychischen etc.) Beeinträchtigungen. Umfassende und uneingeschränkte Teilhabe impliziert den Nachweis voller Leistungsfähigkeit und Selbstbestimmung²: Der Körperbehinderte selbst ist demnach – als Mensch – gesund, *nur* sein Körper ist betroffen und befallen.

Ich halte mich an diese Grenzziehung(en) und reproduziere sie meinerseits, indem ich ausschließlich *körperbehinderte* Frauen auswähle und interviewe. Die Rechtfertigungen, die ich für meine Entscheidung anführe, legen zweifellos meine eigenen Vorurteilsstrukturen und affektiven Präferenzen bloß. Darüber hinaus sind sie pragmatischer Natur. Ich unterstelle, dass körperbehinderte Frauen für mich *leichter* zu interviewen sind und mehr mit meiner eigenen Lebenssituation zu tun haben als *andere* Behinderte (und möglicherweise auch Männer). Ihre Textproduktionen scheinen mir *einfacher* interpretierbar zu sein. Ich bin mir darüber im Klaren, dass diese Argumentation vor dem Hintergrund meiner theoretischen Perspektive zynisch klingen muss – gleichwohl dürfte es ihr *normalerweise* in den Ohren auch einer wissenschaftsorientierten Öffentlichkeit kaum an Plausibilität mangeln. Denn Behauptungen wie: „Frauen fühlen sich in qualitativen Interviews, gerade wenn es um sensible oder emotional aufgeladene Themen geht, in einer gleichgeschlechtlichen Situation wohler“, oder: „Die Aussagen von Behinderten, die nicht nur körperbehindert sind, können keiner rationalen Analyse unterzogen werden“, treffen in der Regel auf spontane und unhinterfragte Zustimmung. Ich hoffe, deutlich gemacht zu haben, dass ich mir der differenztheoretischen Brisanz und politischen *Unkorrektheit* meiner

- 1 Eine weitere Begriffsinnovation liegt in der Rede von der Barrierefreiheit, die die dominante Verwendung des Terminus *behindertengerecht* erst in den erwähnten Gesetzesnovellen und nun auch in der öffentlichen Debatte zunehmend ablöst. Dass damit eher die sozialen Prozesse von Behinderungen in den Blick gerückt werden, scheint offensichtlich. Demgegenüber tritt eine Kritik an der Ausschlussdynamik, die der Formulierung *behindertengerecht* inhärent ist, insofern mit ihr primär Mobilitätseinschränkungen assoziiert werden, ins Hintertreffen.
- 2 Auf die Janusköpfigkeit einer ausschließlichen gesellschaftspolitischen Orientierung an einem Autonomiekonzept unter neoliberalen Vorzeichen weist Waldschmidt (1999) hin.

Vorgehensweise bei der Auswahl meiner Interviewpartnerinnen durchaus bewusst bin.

Meiner Meinung nach ist ein Vorgehen, wie es im Rahmen der Biografieforschung³ entwickelt wurde, besser in der Lage, solche Verknüpfungen und ihren Prozesscharakter zu erfassen, als Methoden, die mit schematischen und statischen Modellen hantieren. Das Instrumentarium der Biografieforschung hilft, die Hallischen Ambivalenzen in Identifikationsprozessen sichtbar werden zu lassen, den Neu-Territorialisierungen und Verschiebungen des Schnittfeldes von Class, Gender, Race und Body über die Erzählungen der Interviewten nachzuspüren. Dabei möchte ich nicht den Anspruch erheben, Biografieforschung zu betreiben. Vielmehr adaptiere ich die Interviewmethode und Elemente der Auswertungsstrategie. Empirische Basis dieser Studie sind acht narrativ-biografische Interviews mit körperbehinderten Frauen. Biografische Erzählungen bieten die Möglichkeit zu erfassen, wie und wodurch sich Körper(selbst)bilder, Behinderung und Geschlechterverhältnisse herstellen, reproduzieren und verändern. Im Zuge des Auswertungsprozesses sollen die in den narrativ-biografischen Interviews produzierten Erzählungen dann diskursanalytisch und mit dem Instrumentarium der sequenziellen Textanalyse betrachtet werden. Die Wahl der Methode und des Auswertungsverfahrens stehen dabei für das Bemühen um eine konsequente Kontextualisierung der erzählten Erfahrungen und biografischen Konstruktionen.

3.2 Die Datengrundlage: Narrativ-biografische Interviews

Um den Konstruktionsprozessen von Behinderung sowie der Genese von Körper(selbst)bildern und situativen Positionierungen im Koordinatennetz von *Body*, *Race*, *Class* und *Gender* nachspüren zu können, bedarf es einer methodischen Herangehensweise, die es erlaubt, erzählte Erfahrungsebenen und argumentativ gestützte Orientierungen im Interview zum Gegenstand der Analyse zu machen. Dazu schien es mir weder sinnvoll zu sein, mich einer standardisierten noch einer leitfadengestützten offenen Interviewtechnik zu bedienen. In diesen Fällen wären die Interviewtexte in erster Linie als Positionierungen gegenüber den Frageimpulsen der interviewenden Person zu lesen.

Auf der Suche nach einer geeigneten empirischen Forschungsstrategie stieß ich auf die Option, narrativ-biografische Interviews durchzuführen.

3 Vgl. hinsichtlich der Auswertung mit Hilfe sequenzieller Textanalysen zum Beispiel Rosenthal (1995), Fischer-Rosenthal/Rosenthal (1997a+b), Rosenthal/Fischer-Rosenthal (2000).

Diese Form der Interviewführung erfüllt aus meiner Sicht im Wesentlichen zwei wichtige Gesichtspunkte, die sie meiner Fragestellung angemessen erscheinen lassen. Zum einen sucht sich das narrativ-biografische Interview ausdrücklich am Relevanzsystem und der Schwerpunktsetzung der Interviewten zu orientieren, wobei aber zugleich der Konstruktionscharakter der Stegreiferzählungen nicht geleugnet werden soll. Zum anderen ermöglicht das narrativ-biografische Interview durch die Betonung biografischer Momente die Berücksichtigung von Verknüpfungen mehrerer Erfahrungsebenen zu subjektiven Bedeutungsknoten als Ausdruck situativer Positionierungen.

Vor dem Hintergrund dieser Punkte ist es erforderlich, dass die Erzählungen narrativ-biografischer Interviews einer erkenntnistheoretisch reflektierten Analyse unterzogen werden. Ich messe diese Erzählungen weder an einem fiktiven Grad der Übereinstimmung mit einer tatsächlich erlebten Realität noch lese ich sie als bloße subjektiv konstruierte Fiktion, sondern sie sind für mich Ausdruck einer intentionalen Positionierung im Spannungsfeld unterschiedlicher Diskurse von *Body*, *Race*, *Class* und *Gender*. Diese Lesart der biografischen Erzählung sucht sich bewusst von einer Interpretation zu unterscheiden, die in der biografischen Konstruktion eine konsistente, in sich widerspruchsfreie und gesicherte Identität zu rekonstruieren hofft:

„Daß wir lebensgeschichtlich kommunizieren, daß wir uns aus einer Biographie heraus verstehen, ist ein Mittel, mit der Differenziertheit der gesellschaftlichen Bereiche und Handlungsfelder fertig zu werden. In der Lebensgeschichte bringen wir das zusammen, was die Entwicklung der sozialen Handlungsfelder und Sinnwelten in der Geschichte der modernen Gesellschaft zerlegt hat. Biographie und Lebensgeschichte ist ein Kitt, die auseinanderdriftenden Teilwelten der modernen Gesellschaft im Individuum zu verbinden.“ (Fuchs-Heinritz 2000, S. 78)

Ich beabsichtige, forschungsstrategisch die *Methode* der Biografieforschung zu trennen von ihrer *Intention*. Dies geschieht in der Erwartung, durch eine narrativ-biografische Interviewführung Positionierungen zu evozieren, die – im Falle von *körperbehinderten Frauen* – nicht notwendigerweise zu einer konsistenten Identitätsdarstellung führen müssen. Aus dem Kontinuum des Erlebens werden durch die Interviewten Ereignisse ausgewählt und laufend mit bestimmten Bedeutungen versehen, es werden Zusammenhänge hergestellt und Entwicklungsverläufe konstruiert – und es wird kommentiert, bewertet, argumentiert. Die von Fritz Schütze⁴ vorgeschlagene Eliminierung nicht-narrativer Interviewteile erscheint mir wenig sinnvoll, da es nicht um die Rekonstruktion des *Kitts* geht, der die stets bedrohte Identität in modernen Zeiten zusammenzuhalten versucht. Fuchs-Heinritz (2000) ver-

4 Vgl. hierzu Schütze (1983, 1984).

tritt eine ähnlich identitätskritische Position, wenn auch mit einer anderen Zielperspektive:

„Da mein Interesse nicht primär bei den Alltagskonstruktionen liegt, sondern in der biographischen Rekonstruktion an sich und den sich daraus ergebenden Angaben hinsichtlich eventueller Biographiebrüche und der Bildungsgeschichte des Interviewten, ist die Kennzeichnung nicht-narrativer Teile für die Auswertung dieses Interviews nicht von Bedeutung, zumal sich meiner Erfahrung nach gezeigt hat, daß die nicht-narrativen Teile hervorragend geeignet sind, um biographische Lücken, die sich bei der Rekonstruktion ergeben, zu schließen.“ (Fuchs-Heinritz 2000, S. 27)

Demgegenüber möchte ich mein Augenmerk gerade auf eben jene Alltagskonstruktionen legen, die sicherlich biografisch gesättigt sind, sich jedoch nicht – um im Bild zu bleiben – zu Bruchstücken einer lückenlosen Lebensgeschichte zusammenfügen lassen müssen. Fischer-Rosenthal⁵ spricht im Zusammenhang mit der Zielrichtung einer Biografie, die es zu rekonstruieren gilt, von einer *Gesamtintention der Selbstdarstellung*. Ein solcher analytischer Ausgangspunkt impliziert die Annahme einer Identitätslogik, die stets unterstellt, dass gelungene Identität notwendigerweise von dem subjektiven Bemühen getragen sein muss, sein Leben auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Andernfalls ist etwas aus dem Lot geraten – eine krisenhafte Ausnahmesituation. Das Gespenst einer beschädigten oder gestörten Identität lässt grüßen. Dem entspricht auch die analytische Suche nach Strukturhypothesen, die das erzählte Leben als ein zusammenhängendes Ganzes erscheinen lassen sollen. Mich interessieren die diskursiven Kontexte, in die sich die Interviewten in ihren Erzählungen stellen. Insofern sind die analysierten Texte Ausdruck situativer Positionierungen der Interviewten.

3.3 Die Pretestphase und das antizipierte Problem der anwesenden Körper

Der Durchführung der Interviews gingen eine Reihe von theoretischen Vorüberlegungen sowie zwei Pretests voraus. Ich stellte mir zu Beginn der Erhebungsphase die Frage, inwieweit eine Zentrierung des Interviews auf das Thema Körper und Geschlecht bereits einen Impuls meinerseits darstellt, der den weiteren Verlauf des Interviews derart zu beeinflussen vermag, dass von einer Orientierung am Relevanzsystem der interviewten Frauen keine Rede mehr sein kann. Meine Überlegungen kreisten also um die Frage, wie offen ich die Aufforderung zu einer ersten Stegreiferzählung gestalten sollte.

5 Fischer-Rosenthal (1996).

Auf der anderen Seite lässt sich auch durch einen inhaltlich nicht genauer spezifizierten Erzählstimulus nicht verhindern, dass das Thema Körper und Geschlecht bereits allein durch meine körperliche Anwesenheit in der Situation präsent ist. Meine ursprüngliche Befürchtung, dass mein eigener sichtbarer Körper als *verfälschendes* Moment in die Bearbeitung meiner Fragestellung einfließen würde, hielt ich in dem Moment nicht mehr aufrecht, als ich *akzeptierte*, dass die Interviewsituation selbst eine experimentell nicht zu kontrollierende Gesprächssituation darstellt. Die potenziell die Interviewsituation beeinflussenden Dimensionen sind deshalb nicht zu kontrollieren, weil ihre Anzahl prinzipiell unabgeschlossen ist und die Bedeutungen, die ihnen im Interviewverlauf verliehen werden, unvorhersehbar und kontingent sind. So musste ich selbst erst lernen, die Interviews nicht als eine Situation zu interpretieren, die sich mit den Worten erschöpfend beschreiben ließe, dass sich hier zwei Menschen mit Behinderung, also mit beschädigten Identitäten, einander gegenüber sitzen und sich in ihrer wechselseitigen Wahrnehmung auf die Dimension Behinderung reduzieren. Die Tatsache, dass sich in meinen Interviews jeweils zwei Frauen mit Behinderung gegenüber saßen, liefert weder einen Hinweis auf deren besondere Kompetenzen, noch schränkt diese Tatsache die Aussagekraft der Interviews in besonderer Weise ein, etwa weil die intervenierende Variable Behinderung weder beherrschbar noch kontrollierbar ist. Beide diesbezüglichen methodischen Bedenken entspringen einem Bild von Behinderung, das die vorliegende Studie zu ihrem Thema macht.

In Form zweier Probeinterviews testete ich eine Formulierung der Eingangsfrage, die bewusst jeglichen assoziativen Hinweis auf mein eigentliches Forschungsinteresse zu vermeiden trachtete. Das Ergebnis waren Interviews, denen anzumerken war, dass beide jeweils Beteiligten jeglicher Thematisierung von Behinderung aus dem Weg zu gehen versuchten. Dieses wechselseitig sich verstärkende Bemühen um Normalisierung – man könnte auch sagen, um Verdrängung – wurde vollends demaskiert durch die Tatsache, dass nach dem Abschalten des Aufnahmegeräts (off records) das Gespräch zwischen uns eine muntere Fortsetzung fand. Sowohl meine Interviewpartnerinnen als auch ich zeigten sich wie befreit von den thematischen Restriktionen der vermeintlich offen gestellten Eingangsfrage und wir begannen nunmehr offensiv die zuvor tabuisierten Themen in einem informellen Rahmen zu besprechen.

Offensichtlich hatte die Atmosphäre des *Vermeidens* von allem Körperlichen einen Effekt des *Verschweigens* zu Folge. Möglicherweise hieß das auch, dass wir beide als sichtbar körperbehinderte Frauen uns wechselseitig eine stillschweigend unterstellte Nähe und Vertrautheit signalisierten, die zur Folge hatte, dass – nach dem Motto: Du weißt ja, wovon ich rede, wem sage ich das – eine explizite Artikulation nicht geboten zu sein schien.

Diese Erfahrung diente mir auch als ein weiterer Beleg für die These, dass es weder sinnvoll noch ertragreich wäre, meine Interviewpartnerinnen über die inhaltliche Thematik meiner Studie sowie mein persönliches wissenschaftliches Erkenntnisinteresse im Unklaren zu lassen. Die Konsequenz, die ich daraus zog war, sowohl in der Vorbereitungsphase des eigentlichen Interviews, also während der Rekrutierung der Interviewpartnerinnen und den informellen Vorgesprächen, als auch im Zuge meiner Eingangsfrage, das Thema meiner Studie explizit zu formulieren: „Ich interessiere mich für die Lebensgeschichten körperbehinderter Frauen“.

3.4 Das Sample: Zur Auswahl der Interviewpartnerinnen

Insgesamt habe ich narrativ-biografische Interviews mit acht Frauen durchgeführt. Die Dauer der Interviews betrug zwischen zwei und vier Stunden. Bei der Auswahl der Interviewpartnerinnen legte ich Wert darauf, dass die Frauen nicht aus meinem unmittelbaren Bekanntenkreis stammten, da in diesem Fall davon auszugehen ist, dass eine solche Konstellation die Dynamik zwischen Interviewerin und Erzählerin im Rahmen eines narrativ-biografischen Interviews in besonderer Weise prägen würde.

Um den Kriterien einer Zufallsauswahl möglichst weitgehend zu entsprechen, versuchte ich jede der Frauen über einen separaten Weg zu rekrutieren. Auf diese Weise stellte ich sicher, dass die Frauen aus möglichst unterschiedlichen Milieu- und Lebenszusammenhängen kamen. Wie an den Biografien ablesbar ist, hat eine solche herkunftsmäßige Heterogenität im Falle eines behinderten Lebenslaufs jedoch zur Folge, dass sich ähnliche Erfahrungsmuster sozusagen quer zu den unterschiedlichen Herkunftsmilieus herausbilden. Lebenserfahrungen von Frauen mit Behinderung weisen somit unabhängig von ihrer jeweiligen Herkunft oft erstaunliche Parallelen auf.

Aus praktisch-organisatorischen und finanziellen Gründen war ich darauf angewiesen, meine Interviewpartnerinnen in einem regional begrenzten Umfeld zu suchen. Dies hatte zur Folge, dass sieben der acht Frauen zum Zeitpunkt der Interviews in bayerischen Großstädten lebten und nur eine Frau ihren aktuellen Lebensmittelpunkt in einer ländlich-dörflich strukturierten Region hatte. Wie eine Analyse der Wohnbiografien jedoch zeigt, weisen die acht Frauen sämtlich die Erfahrung mehrmaliger Wechsel der Wohnsituation und des Lebensmittelpunkts auf (oft schon von früher Kindheit an), so dass die Herkünfte der Interviewpartnerinnen insgesamt als heterogen eingestuft werden können. Dies hängt sicher auch mit der Tatsache der Behinderung selbst zusammen, da zu den charakteristischen Mustern ihrer Lebensläufe beispielsweise langandauernde und wohnortferne Krankenhaus-

aufenthalte, Internatunterbringungen, Schulwechsel in weit vom Elternhaus entfernte Orte, ausbildungsbedingte Veränderungen sowie eine über unterschiedliche Stationen sich vollziehende Entwicklung hin zu immer selbstständigeren Wohnformen gehörten.

Was den aktuellen Stand anbelangt, repräsentieren die acht Frauen ganz unterschiedliche Lebensformen und Wohnsituationen, die auf die von Frauen mit Behinderung diesbezüglich realisierte große empirische Bandbreite hinweisen.⁶

Ebenso heterogen wie Wohnmobilität, Wohnbiografie und aktuelle Wohnform sind die Bildungs- beziehungsweise Ausbildungsverläufe der acht Frauen. Auch in dieser Hinsicht ist den acht Frauen überwiegend gemeinsam, dass sie über mehrfach gebrochene, wenig geradlinige Schul- und Erwerbsbiografien verfügen. Die individuellen Wege zu einem angemessenen Schulbildungsabschluss und einer den eigenen Bedürfnissen entsprechenden beruflichen Perspektive sind ebenso vielfältig wie kompliziert.

So stellte sich heraus, dass die Interviewpartnerinnen, ohne dass sie über gezielte Auswahlkriterien rekrutiert worden wären, eine in sich heterogene Gruppe von Frauen mit Behinderung darstellen, die nichtsdestotrotz über einige parallele biografische Muster verfügt, die charakteristisch für weibliche Lebensentwürfe der befragten Generation sein dürfte.

Die Altersspanne der befragten Frauen zum Interviewzeitpunkt bewegt sich zwischen 27 und 43 Jahren. Dies entspricht meinem Anliegen, einen Lebensabschnitt einzufangen, in dem sich primäre wie sekundäre Sozialisationserfahrungen niedergeschlagen haben.

Zentrales Auswahlkriterium war eine sichtbare körperliche Mobilitätseinschränkung, die sich alltagsorganisatorisch bemerkbar macht. Die acht Frauen benutzen alle einen Rollstuhl oder ein vergleichbares Hilfsmittel zur Gestaltung ihrer Lebensführung.

Es mag eingewendet werden, dass die acht interviewten Frauen insofern nicht repräsentativ für Frauen mit körperlicher Behinderung seien, da sich in ihren Biografien jeweils starke Momente einer erkämpften Selbstständigkeit und überdurchschnittliche gesellschaftliche Teilhabeerfolge ablesen lassen. Dazu ist anzumerken, dass ich mit dem vorliegenden Sample in der Tat keinerlei Anspruch auf Repräsentativität erheben kann und möchte. Es geht mir selbstredend nicht um Verteilungen und Häufigkeitsaussagen, auch nicht um systematische Vergleiche oder Kontrastierungen ganzer Biografien. Vielmehr liegt der Erkenntnisgewinn der Befunde dieser Studie im Aufzeigen einer Diskurslogik und der damit verbundenen Hoffnung, Anknüpfungspunkte für die Verschiebung dominanter Bedeutungen im Spannungsfeld von *Race*, *Class*, *Gender* und *Body* zu finden.

6 Vgl. Tabelle im Anhang.

3.5 Aufbau und Ablauf der narrativ-biografischen Interviews

Jedes Interview begann mit einer Eingangsfrage, die zum Ziel hatte, eine so genannte Eingangserzählung zu evozieren. Mit dieser Erzählaufforderung, dem so genannten Erzählstimulus, wurde die Lebenserzählung in Gang gesetzt:

Wir haben uns ja während unserer Vorgespräche zu diesem Interview bereits über mein Anliegen unterhalten. Nachdem Du/Sie keine Fragen mehr vorab hast/haben, möchte ich Dich/Sie nunmehr bitten, Dein/Ihr Leben zu erzählen. Du/Sie hast/haben genügend Zeit, ich unterbreche zunächst nicht, mache mir nur gelegentlich einige Stichpunkte als Gedächtnisstütze, damit ich später im Verlauf unseres Gesprächs noch weiter nachfragen kann. Beginne/n Sie einfach, wo und wie Du magst/Sie mögen.

Ich bemühte mich, während dieser ersten Phase des Interviews nicht durch eigene Unterbrechungen oder impulsgebende Eingriffe wie beispielsweise heftiges Nicken, Kopfschütteln oder ausgeprägte Mimik zu intervenieren. Das Selbstverständnis der Interviewerin in einem narrativ-biografischen Interview muss in einer bewussten Beschränkung auf eine zuhörende Rolle bestehen. Wichtig bei der Formulierung des Erzählstimulus ist das Bemühen um einen Geschehenszusammenhang, der erzählbar ist. Erzählbar ist eine Geschichte, ein Erlebnis, nicht aber ein Zustand, eine wiederkehrende Routine oder eine Einstellung. Entsprechend der Technik narrativ-biografischer Interviewführung hat die Eingangserzählung im Wesentlichen die Aufgabe, dass die Gesprächspartnerinnen ihre eigene Geschichte unbeeinflusst erzählen (lediglich unterstützende, den Erzählfluss aufrecht erhaltende Anmerkungen sind seitens der Interviewerin angebracht) und dabei ihre eigenen Relevanzen setzen können. Besondere Vorsicht ist bei thematischen oder evaluativen Interventionen beziehungsweise selektiven Zustimmungen oder signalisierten Ablehnungen geboten.

„Die Aufgabe des Interviewers ist es also, möglichst zu versuchen, dem Interviewpartner alle Optionen offen zu halten, ihm zu gestatten, sich in seine eigene Geschichte zu verwickeln.“ (Hermanns 1981, S. 98)

Aufgrund von Notizen, die während dieser ersten Phase des Interviews entstanden sind, wurde dann versucht, zunächst ausschließlich textimmanente Nachfragen zu stellen, das heißt, ich verließ bewusst meine bisherige Rolle als Nur-Zuhörerin. Dabei konnten etwa abgebrochene Erzählungen, gegebene Andeutungen, aber auch kommentierende Berichte oder Argumentationen zum Anlass genommen werden, sich nach weiteren Detaillierungen oder Belegerzählungen zu erkundigen. Auch in dieser Phase des Interviews orien-

tieren sich die Nachfragen noch so weit wie möglich am Relevanzsystem der befragten Frauen – das heißt, die Nachfragen sollen keine eigenen oder neuen inhaltlichen Impulse von außen in das Gespräch hineintragen, sondern erkennbar auf bereits von den Interviewten Angeschnittenen bezogen sein, ein Mehr an Erzählung zu generieren.

Von dieser Phase des Interviews erhoffte ich mir weitere prägnante Körpererfahrungen oder Schilderungen von Erlebnissen, aus denen sich Alltagskonstruktionen im Spannungsfeld von *Body*, *Race*, *Class* und *Gender* herauskristallisieren.

„Neben den Rückgriffen, die unproblematische Verständnislücken des Interviewers beseitigen sollen, gibt es noch andere, die problematische Gegenstände wieder aufgreifen, zu denen der Erzähler noch einmal durch Erzählen Stellung nehmen soll, damit der Interviewer die Position des Erzählers und sein Verhältnis zum Redegegenstand besser versteht.“ (Hermanns 1981, S. 99)

Erst in einem dritten Teil des Interviews stellte ich dann gegebenenfalls noch eine Reihe von weiteren Fragen, die nicht implizit aus den bisherigen Erzählungen der Interviewten abgeleitet sein mussten. Hierfür verwendete ich einen themenzentrierten Leitfaden oder bezog mich auf Fragen, die während des Interviews entstanden waren, aber nicht notwendigerweise erzählgenerierenden Charakter hatten. Immer wieder erstaunlich ist dabei die Beobachtung, dass in der Regel ein Großteil der vorbereiteten Themenstellungen und Fragen durch das vorangegangene Interview bereits abgedeckt ist.

Nachdem die interviewten Frauen deutlich signalisiert haben, dass sie dem Gesagten nichts mehr hinzufügen wollten, wurde das Aufnahmegerät ausgeschaltet und es schloss sich eine Nachbereitungsphase an, während der häufig noch eine Reihe von informellen Hintergrundinformationen ausgetauscht wurden. Diese können bisweilen von starkem inhaltlichem Interesse sein. Die letzte Phase des Interviews wurde dann in Form eines Gedächtnisprotokolls festgehalten. Es gehört zum spezifischen Kennzeichen dieser Schlussphase, dass sie nicht mehr methodisch kontrolliert dokumentiert wird. Wie bereits erwähnt, ist der Moment des Abschaltens des Aufnahmegeräts häufig der Auslöser für eine weit ungezwungenere Fortsetzung oder Ergänzung der bis dahin erfolgten Darstellung.

3.6 Die Aufbereitung des Datenmaterials

Die auf Band mitgeschnittenen Interviews wurden anschließend einer umfangreichen Datenaufbereitung unterzogen. Die daraus resultierenden Texte bildeten dann die Grundlage der nachfolgenden Auswertungen. Sie stellen gleichzeitig einen begrenzten Analyserahmen dar, der lediglich in zweierlei

Hinsicht überschritten wird: Zum einen behielt ich mir vor, die im unmittelbaren Anschluss an die Interviews verfassten Gesprächsprotokolle mit in die Auswertung einzubeziehen; zum anderen vermied ich es nicht, eigene persönliche Erfahrungen und Kontextwissen in die Analysen mit einfließen zu lassen.

Anregungen für die Datenaufbereitung holte ich mir bei Lucius-Hoene.⁷ Allerdings nahm ich ihre datentechnischen Vorschläge kritisch zur Kenntnis und adaptierte sie entsprechend meines erkenntnistheoretischen Zugangs.

Die Transkription

Am Anfang der Datenaufbereitung stand die Transkription sämtlicher Interviews. Sie beschränkte sich auf die Wiedergabe der akustischen Aufzeichnungen.

„Die Datenherstellung durch Aufnahme und Transkription soll [...] nicht der Interpretation vorgreifen, sondern deren kritische empirische Prüfung erlauben. Deshalb ist das Transkript möglichst frei von Deutungen und selektiven Wahrnehmungen der Untersucherin zu halten.“ (Lucius-Hoene/Deppermann 2002, S. 309)

Diese Vorgabe diente mir zwar als Orientierung, ich behaupte aber nicht, dass es gelingen kann, ein Transkript deutungsfrei zu gestalten. Infolgedessen verzichtete ich auch auf die konsequente Anwendung eines Transkriptionssystems, wie beispielsweise des von Lucius-Hoene/Deppermann vorgeschlagenen *Gesprächsanalytischen Transkriptionssystems* (GAT).⁸ Ich gehe davon aus, dass ein solches System eine Pseudogenauigkeit suggeriert, die dazu verleitet, die jeder Form von Datenübertragung in ein anderes Medium eigene Selektivität zu negieren. Insofern beschränkte sich die Transkription im vorliegenden Fall auf die möglichst wortgetreue Wiedergabe des auf Band konservierten akustischen Interviewverlaufs. Die Besonderheiten der gesprochenen Sprache sowie metasprachliche Äußerungen wie nonverbale Laute, Pausen etc. wurden ebenfalls dokumentiert. Anschließend wurden die professionell erstellten Transkriptionen auf Transkriptionsfehler hin noch einmal durchgesehen und korrekturgelesen.

Anonymisierung

Einen weiteren wesentlichen Eingriff in den Text des Interviews stellt die unverzichtbare Anonymisierung dar. Narrativ-biografische Interviews stehen dabei vor einem Dilemma, da die biografische Qualität der Texte einer

7 Vgl. Lucius-Hoene/Deppermann (2002).

8 Vgl. dazu Selting u.a. (1998).

Anonymisierung im Grunde widerspricht. So beschränkte sich die Anonymisierung in den vorliegenden Texten auf *alle* erwähnten Eigennamen, einschließlich der genannten Orte.

Diese eingeschränkte Form der Anonymisierung verunmöglicht nicht die theoretische Möglichkeit, doch eine der interviewten Frauen aufgrund ihrer erzählten biografischen Erfahrungen zu identifizieren. Aus diesem Grund wurden die Interviewpartnerinnen vorab auf diese nicht auszuschließende Gefahr aufmerksam gemacht und um ihr Einverständnis gebeten.

Ereignisdaten

Der erste eigentliche Auswertungsschritt bestand in der Herausarbeitung von sogenannten Ereignisdaten. Dabei handelt es sich um die Auflistung und historische Ein- beziehungsweise Zuordnung derjenigen biografischen Ereignisse, die sozusagen überindividuellen Charakter haben, wie zum Beispiel Geburt, Einschulung, Stationen der Berufskarriere, Heirat, Scheidung, Tod wichtiger Bezugspersonen etc. Ihre Dokumentation dient der zeitlichen und geografischen Situierung der erzählten Biografie. Sie erlaubt die Zuordnung von Kontextwissen zu den aus der Perspektive der Erzählenden erwähnten Ereignissen. Ereignisdaten lassen aus einer Biografie eine zeithistorisch positionierte Biografie werden. Mir dienten die Ereignisdaten zur Erstellung der Portraits, deren auswertungstechnischer Stellenwert in Kapitel 4.1 näher erläutert wird.

Sequenzierung der Gesamttexte

Die Sequenzierung des Gesamttextes gilt im Allgemeinen als erster Schritt zu einer strukturellen Textanalyse.⁹

„Zunächst ist der Text entsprechend seiner Erzähldynamik in Abschnitte zu teilen. Die Segmentierung dient der Aufdeckung der narrativen Gliederung, d.h. der Zusammenhänge, Sprünge, Wiederaufnahmen und Untergliederungen im Verlauf der Erzählung.“ (Lucius-Hoene/Deppermann 2002, S. 318)

Ich unterzog sämtliche Interviews einer Sequenzierung. Kriterium für die Abgrenzung zwischen den einzelnen Sequenzen waren dabei Sprecherwechsel, ein Wechsel des Erzählmodus oder ein inhaltlicher Themenwechsel.

Die Sequenzierungen der Gesamttexte der Interviews dienten mir später als Orientierung bei der Auswahl derjenigen Passagen, die einer Feinanalyse unterzogen werden sollten. Sie bildeten die Voraussetzung für eine Kontex-

9 Vgl. hierzu Lucius-Hoene/Deppermann (2002), S. 318.

tualisierung und Abgrenzung einzelner Interviewpassagen. Darüber hinaus konnten über sie Erzählverläufe und Erfahrungsaufschichtungen, die in der Erzähllogik des Interviewverlaufs zum Ausdruck kamen, verfolgt werden. Im Falle von Roswitha Schultze bildete die Sequenzierung, wie in Kapitel 1.3 ausgeführt, den chronologischen Leitfaden der Analyse des Gesamttextes.

3.7 Die Auswertungsstrategie

Bei der eigentlichen Auswertung der Interviews entwickelte ich ein mehrstufiges Verfahren. Wie oben skizziert, unterzog ich zunächst alle acht Interviews derselben Prozedur der Datenaufbereitung. Diese schloss sowohl eine inhaltliche (Ereignisdaten) als auch eine segmentierende (Sequenzierung) Durchsicht der transkribierten Texte ein. Erstere führte zu Portraitierungen der Erzählerinnen¹⁰, die sich an von ihnen erwähnten Kernereignissen ihrer biografischen Präsentationen orientieren. Letztere mündete in eine am Verlauf der Interviews ausgerichtete kommentierte Gliederung der Gesamttexte, die sowohl die inhaltliche Abfolge wie die Art ihrer Präsentation transparent machen sollte.¹¹

Als nächstes entschied ich mich dafür, eines der Interviews nach dem Muster einer Fallrekonstruktion einer genaueren inhalts- und diskursanalytischen Betrachtung zu unterziehen.¹² Allerdings geht es mir dabei nicht um die Konstruktion einer Strukturhypothese, die letztlich auf eine Erklärung des erzählten Lebens der Probandin zielen würde. Stattdessen möchte ich mich durch einen Blick auf den Verlauf des Gesamttextes der Zusammenhänge und Ambivalenzen vergewissern, die sich bei einer ausschließlich sequenziellen Analyse von Interviewpassagen der Entdeckung entziehen würden. Die daraus resultierende ausführliche Darstellung umfasst die Wiedergabe des gesamten Interviewtexts im Ablauf seines Entstehens. Damit werden nicht nur die Präsentationsmodi, sondern auch die aufeinanderfolgenden Phasen der Präsentation fokussiert. Darüber hinaus werden die Interventionen der Interviewerin und deren Einfluss auf den Verlauf des Interviews selbstreflexiv interpretiert.

Die im Zuge dieser Auswertung offerierten Lesarten wollen beim Leser beziehungsweise der Leserin zwar Plausibilität erzeugen, sie wollen aber deswegen nicht unwidersprochen bleiben, sondern im Gegenteil zu einem kritischen Gegenlesen herausfordern. Sie verstehen sich selbst als ein un abgeschlossener Diskursbeitrag. Diesem Anliegen folgend, zog ich die Kon-

10 Vgl. Kapitel 4.

11 Vgl. Kapitel 3.6, „Sequenzierung der Gesamttexte“.

12 Vgl. Kapitel 5.

sequenz, anstatt einer stringenten auswertungstechnischen Gleichbehandlung aller Interviews (dies hätte auch darstellungstechnisch den Rahmen dieser Studie gesprengt), die übrigen Interviews in einem zweiten Schritt ausschnittsweise diskursivanalytischen Feinanalysen zu unterziehen. Dabei dienten mir die in der Falldarstellung gewonnenen Topoi als Orientierungsmarken bei der Auswahl der interessierenden Textpassagen. So sind diese Feinanalysen als differenzierende Fortführungen der während der Analyse des Gesamtinterviews begonnenen Diskurse zu lesen. Sie erheben nicht den Anspruch, die von den Probandinnen angesprochenen einzelnen Topoi zu einem abgeschlossenen inhaltlichen Kanon zu ergänzen. Die Auswertung wird also nicht dazu führen, am Ende ein idealtypisches Bild von biografischen Sozialisationserfahrungen körperbehinderter Frauen zu erhalten. Auch eine klassifizierende Typenbildung unterschiedlicher weiblicher Identitätsentwürfe wird man vergeblich suchen. Stattdessen verspreche ich mir als Ertrag der Studie Folgendes:

- Einblicke in die Logik der Differenzsetzungen, der sich die befragten Frauen ausgesetzt sehen und der sie sich in unterschiedlichen Lebensphasen und Lebenssituationen aussetzen, zu gewinnen.
- Einblicke in die Bedeutung, die dem Körper dabei im Kontext anderer wirksamer Differenzkategorien zugewiesen wird, zu gewinnen.
- Einblicke in die diskursiven Strategien, die gesellschafts- und identitätspolitisch zur Anwendung gelangen, um sich in unterschiedlichen Kontexten und Situationen zu positionieren beziehungsweise positioniert zu werden, zu gewinnen.

Nach der Ausarbeitung der Ereignisdaten und der die Interviews gliedernden Sequenzierungen der Gesamttexte in handhabbare Abschnitte verlasse ich also bewusst den von Vertretern und Vertreterinnen der Biografieforschung vorgeschlagenen Weg der weiteren Auswertung. Nach Rosenthal/Fischer-Rosenthal (2000) würden nun die Schritte sequenzielle Textanalyse und thematische Feinanalyse folgen. Sie zielen darauf, zusammenfassende und in sich konsistente Strukturhypothesen zu entwickeln, die dann auf den biografischen Sinnentwurf des/der Interviewten rückschließen lassen.

Stattdessen schlage ich vor, dem Textmaterial mit mehreren perspektivisch unterschiedlichen methodischen Werkzeugen zu Leibe zu rücken. Ich begründe diese Entscheidung damit, dass ich ausdrücklich nicht auf eine Typenbildung ziele, die auf der Rekonstruktion einer in sich konsistenten Biografie beruht.¹³

Ich spreche mich an verschiedenen Stellen meiner Auswertung immer wieder für die Einnahme einer konsequent kontextualisierenden Perspekti-

13 Vgl. dazu auch Kapitel 4.1.

ve aus. Sie dient mir als Leitgedanke bei der Hypothesenbildung. Zum einen schließe ich mich dabei an Lawrence Grossbergs¹⁴ Charakterisierung der Cultural Studies an, zum anderen lasse ich mich von den praktischen methodischen Hinweisen im Umgang mit narrativ-biografischen Texten, die Wolfgang Fischer-Rosenthal¹⁵ und Reinhard Sieder¹⁶ vorschlagen, leiten.

Hinter dieser Vorgehensweise steht folgende Überlegung: Was mich interessiert, sind Textabschnitte, die vermuten lassen, dass in ihnen Körperpositionen zu finden sind – Textabschnitte, in denen Prozesse der Konstruktion von Körper(selbst)bildern erfolgen und deren Kontextualisierungen ich aufspüren kann. Da ich im Rahmen dieser Studie nicht auf die Rekonstruktion der Aufschichtung biografischer Erfahrungen ziele, von der dann auf eine mehr oder weniger beschädigte oder zumindest bedrohte Identität geschlossen werden könnte, sehe ich es als sinnvoll an, mich auf ausgewählte Interviewpassagen als Untersuchungs- beziehungsweise Betrachtungseinheiten zu beschränken. Möglicherweise wäre es aufschlussreich, meine Befunde in einem weiteren Schritt mit den Erkenntnissen, die eine konsequente biografische sequentielle Textanalyse erbringen würden, zu kontrastieren, um eine zusätzliche Betrachtungsebene einzuführen. Insofern verstehe ich meine Vorgehensweise nicht als Kritik an einer biografisch rekonstruierenden Vorgehensweise, sondern eher als eine Art Selbstbeschränkung.

Diese Selbstbeschränkung liefert mir aber Optionen zusätzlicher Erkenntnisgewinne, da sie etwas versucht, was im Rahmen einer sequentiellen Textanalyse aus methodischen und theoretischen Gründen zumindest umstritten ist. Indem ich die Textabschnitte aus ihren biografischen Kontexten herauslöse, sie aber gleichzeitig über Topoi beziehungsweise Querthemen in *neue* Kontexte stelle – sozusagen eine bewusste *Re-Kontextualisierung* – können die sich in den Diskursen abbildenden Machtförmligkeiten offen gelegt werden.

In welcher Hinsicht sind Körperpositionen, beziehungsweise Textabschnitte, in denen Prozesse der Konstruktion von Körper(selbst)bildern aufgespielt werden, mit den Diskursen von *Race*, *Class* und *Gender* verknüpft und welche Repräsentations- und Artikulationschancen sind dabei auszumachen?

Aus diesen Überlegungen heraus konzentriere ich mich in Kapitel 6 auf thematische Feinanalysen einzelner Textstellen. Dabei bin ich mir wohl bewusst, dass deren Auswahl selektiv bleibt – und in hohem Maße abhängig von meiner subjektiven Wahrnehmung ist. Allerdings gehe ich auch davon aus, dass – entsprechend einer Annahme der Biografieforschung – die Erzählmodi mit der subjektiven Bedeutsamkeit, die die Biografinnen den Pas-

14 Vgl. Grossberg (1999).

15 Vgl. Fischer-Rosenthal (1996).

16 Vgl. Sieder (1998).

sagen verleihen wollten, zusammenhängen. Es gibt also jenseits aller Willkürlichkeit auch angebbare Gründe für meine Auswahl. Diese liegen in einer den Biografinnen unterstellten bewussten oder unbewussten Bedeutsamkeit, die sie den Textstellen verleihen wollten, sowie in der Tatsache, dass sie geeignet waren, meine Aufmerksamkeit zu erlangen, mir gewissermaßen ins Auge zu springen.